



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ars militans - Ars triumphans?

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sich nichts nehmen, dem sich nichts zusehen läßt. Der äußerlich zufällige Akt-  
schluß ist zu einem innerlich begründeten, notwendigen geworden. Soll aber  
der Schluß auch zugleich überleiten zu dem neuen Teil der Handlung, so greift  
Schiller nicht mehr zu dem Mittel, durch die Entfernung der Personen und  
ihre Begründung die neue Handlung einzusetzen, sondern er läßt durch bedeut-  
same, gewichtige Worte den weitem Verlauf mehr ahnen als erkennen.

Dieser große Gegensatz zwischen Lessing und Schiller prägt sich auch in  
dem Dramenschlusse beider aus. Lessings Abneigung gegen den epigrammatischen  
Schluß „mit der Spitze des Dolches oder dem letzten Seufzer des Helden“  
verlangt ein allmähliches Ausklingen, ein Abschwächen des Schlusses, eine  
Beruhigung der aufgeregten Leidenschaften durch die Hinzufügung einer uns  
nicht streng notwendig, manchmal sogar episodisch erscheinenden Handlung,  
die er zur völligen Rundung des Stückes für unentbehrlich hielt. Wie ganz  
anders Schiller! Selbst in den letzten Worten seiner Dramen zeigt sich der  
große, der Wirkung kundige Dramatiker. Nur drei oder vier Worte am Schluß,  
wie: „Ich gehe zum Andreas“ — „Dem Fürsten Piccolomini“ — „Setzt euer  
Gefangner“ — „Der Übel größtes ist die Schuld“ — aber welch eine gewaltige  
Wirkung in diesen Worten! Sie zaubern noch einmal das Bild der ganzen  
Handlung vor unsre Augen und eröffnen zugleich eine weitere Perspektive, sie  
lassen uns etwas Neues ahnen, das unsern Verstand und unsre Phantasie  
noch lange beschäftigt.



## Ars militans — Ars triumphans?



Die Kirchenväter unterscheiden bekanntlich eine streitende und eine  
triumphirende Kirche. Die jüngste Ästhetik will es ihnen nach-  
thun und verkündet, daß der „streitenden“ Kunst unsrer Tage  
die „triumphirende“ Kunst nicht nur auf dem Fuße folgen, sondern  
— „recht, als ein Palmbaum hoch über sich steigt, hat ihn erst  
Regen und Sturmwind gebeugt“ —, wie schon ein paarmal zuvor, aus der  
streitenden Kunst selbst hervorzurufen werde. Die Philister, die sich alles  
aufreden lassen, was mit einer gewissen fecken Sicherheit (und vielleicht auch  
aus Überzeugung) behauptet wird, leben denn auch bereits der frohen Hoff-  
nung, daß die brutalste Darstellung widriger Entartungen unsers modernen  
Lebens, die ausschließliche Vorführung von schwindelndem Größenwahn und  
tierischer Gemeinheit unter demselben Schädeldach, von Säuserwahnsinn und  
Lasterblödsinn, von Trunk und Blutschande, von harter Arbeit ohne Frucht

und wildem Sinnenrausch ohne Genauigkeit, von Krankheit, Elend und Schmutz der Boden sei, auf dem sich die „neue große Kunst“ üppig entfalten müsse. Es sind das freilich dieselben Philister, die sich 1830 beweisen ließen, daß in Gutzkows Vorrede zu Schleiernachers Briefen über Schlegels Lucinde, in Theodor Mundts „Spaziergängen und Weltfahrten,“ in Laubes Reisenovellen Offenbarungen eines neuen deutschen Geistes und Prolegomena zu einer gewaltigen modernen Litteratur erschienen wären, die dem tausendjährigen Reiche voranleuchte, wenn sie nicht das tausendjährige Reich in Person sei; dieselben Philister, die sich um 1845 erzählen ließen, daß Hoffmanns von Fallersleben „Unpolitische Lieder“ und Freiligraths „Glaubensbekenntnis“ religiös seien (weil erfüllt vom heiligen Zeitgeist) und Eduard Mörikes Gedichte irreligiös, weil aus einem Privatleben und Privatglück entsprungen; dieselben Philister, von denen schon Lessing gewußt hat, daß ihnen schale und platte Wäpser die unglaublichsten Dinge „unausgepiffen“ vordozieren dürfen. Doch da es neben dem Bildungsphilister auch noch wirklich gebildete Menschen und vor allem eine gute Zahl natürlich empfindender Menschen giebt, so ist es vielleicht nicht unnütz, der Frage näher zu treten, warum die streitende Kunst von heute, die Litteratur, die sich, mit unberechtigter Anmaßung, vorzugsweise die neue oder die junge nennt, unter keinen Umständen die triumphierende Kunst werden kann. Es ist falsche Vornehmheit, solchen Fragen aus dem Wege zu gehen und sich darauf zu verlassen, daß am letzten Ende kein Publikum der Welt das Wählen in krankem Blut und ekelm Rot als Darstellung des Lebens ertragen werde, daß es also der Mühe nicht lohne, gegen Windmühlen zu sechten. Am letzten Ende wohl, aber da sich nicht voraus bestimmen läßt, wenn dies Ende erreicht sein wird, kann es nichts schaden, wenn man es zu beschleunigen sucht. Das unbefangene Publikum, das zur Zeit noch in der Mehrzahl ist, verspürt bei der unablässig wiederholten Versicherung, daß die streitende Kunst die wahre sei und darum die siegende sein werde, keinen Glauben, aber eine Art hypnotischen Dufels. Es gehört zu den Hauptkunststücken der Hypnotiker, den Leuten rohe Kartoffeln und schlechte Krauttrünke für Äpfel und Birnen aufzureden. Natürlich werden Kartoffeln und Strünke dabei in alle Ewigkeit keine Früchte; dennoch ist es auch wünschenswert, den Zustand zu erhalten, in dem die Genießenden besagte Naturprodukte von Früchten unterscheiden können.

Wenn man in dem allerdings sehr unmusikalischen theoretischen und pseudo-kritischen Getöse, mit dem sich die neue streitende Kunst ankündigt, die Grundtöne oder die „Leitmotive“ zu unterscheiden sucht, so klingen immer und immer wieder zwei hindurch, die ein aufmerksames Ohr verdienen. Das eine dieser Motive sagt, daß die Litteratur den Wissenschaften, namentlich den Naturwissenschaften, einen viel zu gewaltigen Vorsprung in der Erkenntnis des Lebens und der Welt gelassen habe und eilen müsse, mit ihrer Darstellung der Erkenntnis nachzukommen, das andre, daß die poetische Phantasie, die gewohnheitsmäßig mehr

an Büchern und Mustern, als am Leben genährt werde, durch das Leben mit tausend Wirklichkeiten längst überholt worden sei. Da es also ein Versäumtes einzubringen gelte, so müsse der weltliche Weisheitspruch *Che va piano, va sano* über Bord geworfen werden. Hört man die erhitzeften Vorkämpfer in den Reihen der streitenden Kunst, so frommt es nicht einmal mehr, Siebenmeilenstiefel anzuziehen, sondern die genialen Stürmer bedürfen dazu eherner Flügel. In düsterer Erinnerung an die wächsernen Flügel des Skaros und in begreiflicher Vorliebe für Gestalten der nordischen Mythologie ziehen die Herren den waffenkundigen Schmied Wiland dem verunglückten Sohne des Dädalos vor. Bis jetzt freilich haben die ehernen Flügel, mit denen der Geist des Jahrhunderts eingeholt werden soll, der allmächtig wie die Natur selbst sein wird, ihre Besitzer zwar davor geschützt, ins Meer, aber nicht davor, in unterschiedliche Pfützen auf dem Wege zu fallen. Gleichviel, sagt man, wenn nur das Ziel erreicht wird, das Ziel endlichen Einklangs der Litteratur mit der Wissenschaft (sprich Naturwissenschaft) und dem Leben, dem „modernen“ Leben.

Die Grenzboten haben schon früher in einigen Artikeln die erste der „großen Zeitfragen“ erörtert. Sie haben ausdrücklich betont, daß die Grenze, bis wohin der moderne Dichter Erkenntnisse der Wissenschaft in den Bereich seiner Menschendarstellung hineinziehen kann, keineswegs eng gezogen werden darf, aber nach zwei Seiten hin unabänderlich bleibt: erstens insofern keine noch so neue wissenschaftliche Erklärung der Naturerscheinungen die Erscheinungen selbst aufhebt oder wesentlich verändert, zweitens insofern die Dichtung an die Ganzheit des Lebens gebunden bleibt, und es zu keiner Zeit und unter keinen Bedingungen die Aufgabe der poetischen Litteratur werden kann, lediglich die Krankheitsprozesse der menschlichen Natur und Kultur darzustellen und auf ihre Gründe hin zu untersuchen. Der Wirklichkeit, um die es sich in der Poesie handelt, ist mit einer Reihe von Experimenten eben nicht beizukommen. Die poetische Litteratur, wenn überhaupt noch von einer solchen die Rede sein soll, kann im Zeitalter der Naturwissenschaften so wenig eine Naturwissenschaft werden, als die poetische Litteratur im Zeitalter der Klöster und der Kreuzzüge eine Religion geworden ist. Zahlreiche Apostel der Modernität, deren Unterscheidungsvermögen nicht eben scharf ist, verwechseln den Wiedererschein herrschender Anschauungen, der im Leben vorhanden ist und also auch in die Poesie gehört, mit der unmittelbaren poetischen Verwertung naturwissenschaftlicher Gesetze oder gar wissenschaftlicher Hypothesen, die man pathetisch Gesetze nennt. Selbst in der „Freien Bühne“ des Herrn Otto Brahm, die für den „Naturalismus“ kämpft, entschlägt man sich dieser Einsicht nicht ganz. In einem beachtenswerten Artikel von Emil Schiff: „Die naturwissenschaftliche Phrase“ finden wir Sätze, die wir ohne weiteres unterschreiben können. Verständigerweise erkennt der Verfasser, daß die Fortschritte, wodurch „die gesamte äußere Physiognomie der zivilisirten Welt seit etwa sechzig Jahren von Grund

aus verändert worden ist," nicht durch die Lehren von der Erhaltung der Kraft, von der Spektralanalyse, von der Grundverwandtschaft der chemischen Elemente, nicht von der Theorie, sondern von der Technik, der ungeahnten technischen Vervollkommnung einzelner Zweige der Naturwissenschaft herbeigeführt worden sind. Schon hieran könnte die Betrachtung gereicht werden, daß sich die Litteratur die Wiedergabe dieser veränderten äußern Physiognomie des zivilisirten Lebens keineswegs hat entgehen lassen, am Ende aber doch gefühlt hat, daß sie damit für die Darstellung der Menschennatur und die Ergründung der Menschenseele wenig genug gewonnen hat. Wichtiger aber ist, was Schiff gegen das mechanische Weitertragen von Schlagwörtern und Gemeinplätzen, die den Naturwissenschaften entstammen, erinnert. „Ich halte es für bedauerlich, wenn Begriffe wie der der Vererbung, der natürlichen Zuchtwahl und Anpassung, von modernen Schriftstellern zum Gegenstande litterarischer Behandlung, unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher Aeußerlichkeiten, genommen werden. Dem einzelnen litterarischen Werke soll dadurch ein modernes Gepräge aufgedrückt werden; aber die Autoren, welche mit derlei Entlehnungen zu wirken hoffen, bedenken nicht, daß sie in den Augen des Unterrichteten, der weiß, daß es sich, wie z. B. bei der Vererbungsfrage, um eine wissenschaftliche Tagesströmung handelt, deren Berechtigung gerade von den neuesten Forschungen wieder in Frage gestellt wird, sich nur bloßstellen, während sie den Unkundigen lediglich ein falsches Bild geben. Ein andrer Zug dieser Art ist die Behandlung sogenannter Grenzgebiete zwischen dem normalen und dem krankhaften Seelenleben. Es wirkt meines Erachtens nur verwirrend und im Sinne einer äußerlichen Kunstpflege, wenn die dem Dichterauge sich erschließenden dunkeln Tiefen des menschlichen Gemütes mit einem falschen und nur scheinbar von der Wissenschaft der körperlichen Thatsachen erborgten Lichte beleuchtet werden.“ Der Verfasser empfindet, was denkende und in der Kunst die künstlerische Wahrheit suchende Menschen längst empfunden haben, daß drei Viertel der naturwissenschaftlichen Phrasen in der jüngsten Litteratur Aufputz, angeklebtes Ornament sind, daß ihr Zweck nicht Vertiefung in ungekannte oder dunkle Seiten des Lebens, sondern roher oder raffinirter litterarischer Effekt ist, und so darf er denn auch schlicht daran erinnern, daß Shakespeare und Cervantes „keine Naturforscher und doch große Seelenkenner und Seelenmaler“ waren.

Wenn die Aufnahme des oben erwähnten Artikels in die „Freie Bühne“ nicht ein zufälliges Zugeständnis ist, dürften wir ja der frohen Hoffnung leben, daß die Herrschaft der naturwissenschaftlichen Phrase, selbst da, wo man ihr zur Zeit noch huldigt, bald ihr Ende erreichen wird. Wenn dies nicht geschieht, wenn man fortfährt, wie seither, unerwiesene Hypothesen als Gährungs mittel und als Elemente für neue und unerhörte Effektsituationen in moderne Lebensdarstellungen hineinzuwurfsen, so wird sich zeigen, daß diese Art streitender Kunst keine triumphirende werden kann. Denn wenn wirklich eine innere

Klärung und freudige Erhebung eines Schriftstellers dieser Richtung stattfände, möglich wäre, so würde ihm in dem Augenblicke, wo er dazu gelangte, der Boden unter den Füßen weggeschwemmt sein. Die wissenschaftliche Tagesströmung, der er sich anvertraut, würde gewechselt haben, die moderne Anschauung, der zuliebe er den Erscheinungen Gewalt angethan hat, dem, was für den Künstler, den Dichter Naturwahrheit ist und bleibt, würde von einer noch moderneren abgelöst worden sein. Auf alle Fälle sind auf den Einklang zwischen naturwissenschaftlichen Theorien und darstellender Kunst Hoffnungen gebaut worden, die sich als thöricht erweisen müssen, und die Jagd nach dem wissenschaftlich echten Menschen führt immer weiter von der realistischen, das heißt überzeugenden Menschendarstellung ab.

Dennoch scheint uns die Gefahr, die einer gesunden Weiterentwicklung der deutschen Litteratur von dieser Seite her droht, sehr untergeordnet im Vergleich mit der bedrohlicheren Gefahr, die aus der willkürlichen und fragenhaft einseitigen Auffassung der Begriffe „Leben“ und „Wirklichkeit“ durch die „streitende“ Kunst erwächst. Das Leben und die Welt sind von einer unabherrschbaren Weite, und die Überfülle der Erscheinungen zwingt auch den größten Dichter, sich Schranken zu setzen, oder vielmehr die Schranken ergeben sich daraus, daß nur eine bevorzugte, wenn auch noch so große Zahl von Erscheinungen, Handlungen und Gestalten in die Phantasie und die Mitempfindung des einzelnen Dichters fallen. In diesem Sinne läßt sich mit keinem Dichter rechten, der nach Maßgabe seiner ursprünglichen Antriebe, seiner Lebenseindrücke, seiner Bildung ehrlich an die Wirklichkeit hintritt, in der Welt sich umschaut, vieles sieht und noch mehr nicht sieht. So wenig man in Zeiten, wo die Phantasie ihre eignen wunderlichen Wege einschlug, die Romantiker ihre Schäferinnen mit Vorliebe an die Ufer der Durance oder in die Berge von Leon schickten, Freiligrath seufzte: „Wär ich im Bann von Melkas Thoren,“ ohne weiteres von Unwahrheit reden durfte, da wenigstens die Stimmung, die sich dieser fremdartigen Bilder bediente, echt und wahrhaft war, so wenig würde es sich ziemen, die besondrer Neigung zahlreicher Schriftsteller unsrer Tage für die Darstellung öden und bedrängten Alltags- und Kleinlebens, die Vorliebe für Spelunken und Winkel schlechtthin für unnatürlich und unwirklich zu erklären. Aber es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem natürlichen und instinktiven Zuge zu der bezeichneten Art der Darstellung und zwischen der reflektirten, systematischen, künstlich gezüchteten, ganz und gar unwahren Wirklichkeitschilderung, in der sich eine Gruppe neuester deutscher Schriftsteller, nicht sowohl aus einem Drange nach Natur, als vielmehr mit bewußter Unnatur, aus einer wunderbar gemischten Philosophie der Sozialpolitik und Philosophie der Kunst heraus gefällt und genugthut. Angesichts der Auffassung und Wiedergabe des deutschen Lebens der Gegenwart, die wir in einer ganzen Reihe von Dramen, Romanen und Erzählungen finden, müssen wir wiederholt sagen: frevelhafter

ist niemals zuvor mit dem Worte Naturwahrheit gespielt, willkürlicher niemals der Gegensatz einer versunkenen und einer neuen Welt gesetzt worden. Wir reden dabei nicht von den gänzlich verlogenen und impotenten Gebilden, in denen der neue Gesichtspunkt ungefähr auf die Art gewonnen ist, wie sich übermütige Buben im Spiel, indem sie den Kopf zwischen die Beine stecken, einen neuen Gesichtspunkt verschaffen. Wir denken nur an die Werke der streitenden Litteratur, die überhaupt ernst genommen werden können, Werke, die sich rühmen, in rücksichtsloser Wahrheitsliebe Welt und Wirklichkeit zu spiegeln, wie sie sind, während eine fanatische Parteisophistik, eine brennende Sehnsucht nach dem Neuen, Unerhörten, eine wilde Nichtachtung der noch atmenden, wirkenden, in unüberschaubarer, aber wahrlich sichtbarer Mannichfaltigkeit vorhandenen Wirklichkeit die Welt schilderungen der Schule diktiert.

Wir setzen die streitige Frage, ob alles, was dargestellt werden kann, auch dargestellt werden soll und muß, völlig beiseite. Begreiflich genug ist es bei dem Abscheu und Ekel, den gewisse neueste Schöpfungen erwecken, daß naive Gemüter immer wieder auf den Reinlichkeitsprotest verfallen. Wir halten uns lediglich daran, daß, während man die gewaltige Wahrheit der Dinge zu erfassen und wiederzugeben behauptet, man immer tiefer in Unwahrheit, in die Konventionalität der sogenannten starken Wirkungen, in den Schein getreuer Lebensbeobachtung und tiefer Seelenergründung, wo man doch mit übernommenen Phrasen wirtschaftet, in den Schwindel, der eine angeblich neue Weltanschauung verheißt, wo man lediglich in unklaren Halbpempfindungen und Redensarten schwelgt, hineingerät.

Oder wäre es nicht Unwahrheit, wenn man vorgiebt, von der ganzen doch noch Millionen betragenden Zahl deutscher Menschen, Familien, Lebenskreise der Gegenwart, in denen persönliche Eigenart, warmer Lebenshauch, Arbeitskraft und Pflichtgefühl, Streben und Bildung heimisch sind, in denen die Männer durchschnittlich weder am Größenwahnsinn noch die Frauen an Nymphomanie leiden, nichts zu sehen, sie schlechthin als armseligen Rest einer versunkenen Welt und Kultur zu behandeln? Wäre es etwas anderes als Konventionalität, und zwar der schlimmsten Sorte, wenn man bloß noch die ungeheuern Gegensätze millionenreicher Kommerzienräte (die selbstverständlich bis ins innerste Mark verdorben sind) und pfennigloser, grimmerfüllter und dabei genüßgieriger Proletarier zur Verkörperung kommen läßt und die ganze Breite, die ganze Mitte unsers Lebens, die dazwischen liegt, als nichtig behandelt? Wäre es mehr als Schein, wenn die Schilderungen von Kneipenwüßtheit, Kneipengeist und Kneipenplatttheit, die einer dem andern nachschreibt, wenn die Wiedergabe derselben Szenen ekelhafter Trunkenheit oder brutaler Geilheit, die sich im großstädtischen Treiben auch dem Auge dessen aufdrängen, der widerwillig an ihnen vorüberweilt, sich als scharfsinnige Beobachtung und psychologische Offenbarung preisen lassen? Wäre es mehr als Schwindel

wenn fort und fort von einer neuen Anschauung, von den bewegenden geistigen Mächten der Zeit, von den ernstesten Forderungen der Stunde die Rede ist, und keiner, keiner zu sagen weiß, wohin diese Mächte treiben und was gefordert wird? „Bruch mit der alten Weltanschauung“ — wenn es mehr sein soll als Phrase, mehr als eine litterarische Losung, so müßten wir doch irgendeinmal und irgendwo den Menschen, die Gruppe, die stille Gemeinde der Gestalten verkörpert bekommen, in denen der neue Glaube etwas anderes hervorgebracht hat als einen malaiischen Wutlauf gegen die Welt, die versunken sein soll, zur Zeit noch vorhanden ist und wahrscheinlich immer vorhanden sein wird. Selbst wenn die Vertreter der streitenden Kunst, der allein lebendigen und lebenskräftigen Litteratur, einräumten, daß sie einzig auf die Welterlösung durch den umstürzenden Anarchismus hoffen (sie räumen es bekanntlich nicht ein, sie fordern von Kaiser und Reich, von Wissenschaft und Gesellschaft Unterstützung, Teilnahme, Anerkennung), müßten ihre Weltbilder sich doch noch anders ausnehmen, als es zur Zeit der Fall ist. Denn sogar in den sozialdemokratisch verheßten, vergifteten Massen ist — des sind wir gewiß — noch eine Fülle von Einzelkraft, von schlichtem, un- oder halbausgesprochenem, aber lebendig wirksamem Gefühl, vom menschenwürdigem Ernst wie von verborgnem Reiz des Lebens, neben Not, Elend, phantastischer Begehrlichkeit vorhanden, auch hier ist die Wirklichkeit nicht so arm, so grau eintönig, so ganz und gar schmutzig und greuelvoll, wie die streitende Kunst sie verkörpert. Diese streitende Kunst wird sich nie in eine siegende, eine triumphirende verwandeln, so lange sie sich allein in diesem erstickend engen, ohne jede Not, ohne jedes geistige Bedürfnis (als dem Wunsche nach neuem theatralischen Effekt und neuer Romanspannung) gezognen Kreise bewegt. Erhebt sie sich darüber, ja sprengt sie ihn nur, thut sie einen Schritt in die Mannichfaltigkeit des Lebens, in das Gebiet der Armut hinaus, von dem der Schönheit ganz zu schweigen, so ist sie eben nicht mehr die streitende, nicht mehr die Litteratur, die feindselig gegen die Dichtung aller vergangnen Zeiten und damit gegen die viel angerufene Natur selbst in Waffen steht. Nicht im Namen irgend welcher Bildung, nicht unter Berufung auf Formeln und Regeln, nicht mit Beschwörung von Autoritäten und Mustern sollen wir der streitenden Kunst entgegentreten, sondern in dem Gefühl, in der Gewißheit des Lebens, unsers Lebens, dem diese Kunst entweder garnicht oder unerquicklich dürstig und einseitig gerecht wird.

Man darf erfahrungsmäßig keine allzu hohen Anforderungen an das verehrliche deutsche Publikum stellen. So viel aber sollte man doch fordern können, daß es gefälligst seine Augen aufthue, sein eignes Dasein und das Dasein, sagen wir auch nur der Hälfte seiner Mitmenschen, mit den Bildern vergleiche, die ihm fort und fort in Drecksfarben oder grellen Ziegelfarben, wies eben fällt, von diesem Dasein gemalt werden, um es zu einigem Nachdenken und einem von selbst aus diesem Nachdenken folgenden energischen Protest zu veranlassen.